

Nr. 122. Bromberg, den 13. Juni 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Darf ich Sie bitten, Ihr Anliegen vorzubringen!“ Dabei sah der Minister auf Sorgenfrei. Er konnte nicht wissen, daß Lobedanz den Angriff zu leiten hatte. Sorgenfrei war heute nicht dazu aufgelegt, eine Rede aus dem Stegreif zu halten, und sah sich hilfesuchend um nach Lobedanz. Doch dieser untersuchte die Sauberkeit seiner weißen Handschuhe und kümmerte sich nicht um die Not seines Genossen. Da mußte Sorgenfrei seine Reservestellung aufgeben.

„Wir sind gekommen — aus Kleckerfeld sind wir — es handelt sich um den Lehrer Busacker —“

Sorgenfrei ward störrisch und schwieg. Wenn Lobedanz ihm gar nicht half, konnten sie seinetwegen wieder nach Hause gehen.

Der Minister nahm das Telephon. Wollte er Polizei herbeirufen, um die Vertreter Kleckerfelds vor die Tür setzen zu lassen?

„Bitte die Akten des Lehrers Busacker! Ja — B wie Bernhard!“

Lobedanz horchte auf. Hier geschah ein Irrtum. Durch die Gerichtsverhandlung hatte er den Vornamen Busackers für ewige Zeiten behalten. Er mußte die Karre vom falschen Geleise schieben.

„Entschuldigen Sie, Herr Minister, dieser Busacker heißt nicht Bernhard, sondern Karsten!“

„Das tut nichts zur Sache, meine Herren“, war die lächelnde Antwort. „Erlauben Sie einen Augenblick! Ich möchte mich kurz orientieren.“

Lobedanz war empört, daß der Minister seine Richtigstellung so wenig beachtete. Jedenfalls hatte er eine ganz verkehrte Akte in der Hand, es konnten viele Busackers in der Welt herumlaufen. „Der Busacker ist ungefähr dreißig Jahre alt, Herr Minister, und nicht verheiratet.“

„Also sagen Sie, was Sie gegen ihn vorzubringen haben!“

Sorgenfrei ließ schadenfroh seine Fingergelenke knacken. Was hatte Lobedanz nun davon, daß er sich in die Regierungsgeschäfte mischte? Farbe mußte er bekennen. Der Minister hatte sich direkt an ihn gewandt.

In einen kurzen, zielbewußten Satz faßte Lobedanz seine Mission zusammen. Der Minister sollte erkennen, daß er es mit Männern zu tun hatte, die nicht um die Sache herumredeten, sondern wußten, was sie wollten. „Im Auftrage Kleckerfelds bitten wir um Herrn Busackers Versetzung!“

„Sind Sie Kleckerfeld? Von wem werden Sie geschickt?“

Lobedanz hätte sagen müssen, daß er sich von niemand schicken lasse, daß vielmehr sein eigener Wille die Richtschnur seines Handelns gewesen sei. Aber jäh loderte der Ärger über Brandeis in ihm auf und beeinträchtigte das logische Denken. Der Einwurf des Ministers beleuchtete blitzartig die Leichtfertigkeit von Brandeis. Nun konnte Lobedanz keine Zahlen und Namen vorlegen, konnte sich nur darauf berufen, daß er einen Wunsch der Schützenzunft, dessen Major er sei, zum Ausdruck bringe. Die Konsequenz war, daß er mit dem Zeigefinger, an dem der Esel hing, seine Darlegungen beginnen mußte. Wenn auch dadurch die einzelnen Punkte seiner Rede in Unordnung gerieten, hatte er doch soviel Besonnenheit, die Ungehörigkeit der Eselbezeichnung nachdrücklich zu betonen.

„Wenn ich Sie recht verstanden habe, waren Sie mit dem Esel gemeint.“

Mit einem Kopfnicken bestätigte Lobedanz die zoologische Frage.

„Und welche Veranlassung haben Sie dem Lehrer gegeben, daß er diese Bezeichnung für Sie gewählt hat?“

Diese Frage hatte mit den Zwecken der Audienz nichts zu tun, aber einen Minister durfte man nicht zur Sache rufen. Die Wendungen etwas abschwächend, sagte Lobedanz seinen Brief auf.

„Warum haben Sie Herrn Busacker nicht verklagt?“

Triumph war in der Antwort von Lobedanz. „Das habe ich selbstverständlich getan. Das Gericht hat Busacker in nicht zu verstehender Milde mit einer Geldstrafe von zwanzig Mark belegt.“

„Dann ist die Angelegenheit erledigt, denn ich kann Busacker nicht noch einmal verurteilen. Das wäre ein Eingriff in die Gerichtshoheit Kleckerfelds.“

Gemütlich wippte der alte Herr mit seinem Lehnstuhl. Ihm schien der Ernst der Lage noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. „Wenn Sie, meine Herren, noch mehr auf dem Herzen haben, halten Sie nicht damit hinterm Berge. Ich habe heute morgen gerade Zeit.“

Lobedanz warf einen Blick auf Sorgenfrei, ob dieser ihn abzulösen gedachte. Doch sein Schicksalsgenosse guckte ein Loch in die Luft und tat, als ginge ihn die Kommissionsberatung nichts an. Auf ihn war kein Verlaß. Lieber verließ sich Lobedanz auf seine zweite Gedächtnisstütze, den Mittelfinger. Und der Finger erfüllte brav seine Pflicht. Lobedanz brauchte ihn nur anzusehen, als er mit seinem inneren Ohr auch schon das Klirren der Fensterscheibe hörte.

„Herr Busacker hat die Kinder durch den „Kleckerfelder Boten“ öffentlich aufgefordert, Fensterscheiben einzuwerfen!“

Der Minister sah interessiert auf. „Dieser Busacker scheint ja ein rabiater Bursche zu sein! Erzählen Sie genauer!“

Über den „rabiaten Burschen“ empfand Lobedanz eine lebhafte Genugtuung, bewies die Bemerkung doch, daß der Minister mit ihm in der Beurteilung Busackers eines Sinnes war. Ganz fließend, als ob er im Laden Kunden bediente, konnte er von der verhängnisvollen Schneeballschlacht berichten.

„Immerhin dürfte diese Aufregung schon etwas zurückliegen, denn ich kann ja nicht annehmen, daß bei Ihnen zu dieser Jahreszeit noch ein winterliches Klima herrscht.“

Lobedanz mußte zugeben, daß es augenblicklich in Kleckerfeld ebenso heiß war wie in der Landeshauptstadt. Aber er war nun einmal im Zuge und konnte mit Unterstützung der beiden letzten Finger die Badehosenangelegenheit zur Sprache bringen, auch darauf hinweisen, daß Busacker durch Ferienfahrten die Kinder verleite, aus Kleckerfeld auszuwandern.

„Haben Sie sonst noch etwas vorzutragen? Ich bitte die Herren, frei von der Leber weg zu reden!“

Doch das Reden stieß jetzt auf Schwierigkeiten, denn Lobedanz war bei seinem kleinen Finger angekommen und konnte sich nicht so schnell, wie es die Lage erforderte, auf die Funktion des Daumens besinnen. Nur, daß er nicht seine Schuldigkeit getan hatte, wußte er. Ob er arbeitsunfähig war, weil er ihn in den weißen Handschuh gezwängt hatte?

Der Minister half. „Bisher sind die Gründe zur Eröffnung eines Diszipliarverfahrens wohl noch nicht ausreichend.“

Disziplinarverfahren? Lobedanz hatte mit diesem Wort noch nichts zu tun gehabt, in Kleckerfeld war es nicht gebräuchlich. Aber er verstand, daß der Minister noch mehr von Busackers Taten wissen wollte. Und Daumen und Hirn versagten! Ob Sorgenfrei taubstumm geworden war. Weshalb hatte er ihn mitgenommen, wenn er hier sitzen wollte, als sei gestern Schützenfest gewesen?

Der Minister erhob sich. Auch Lobedanz und Sorgenfrei schnellten empor. Gnädig reichte der Minister ihnen die Hand. „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihren Besuch! Ihre Ausführungen haben mich außerordentlich interessiert.“ Dann standen die Vertreter Kleckerfelds wieder auf der Straße. Sie sahen einander an. Wurde Kleckerfeld nun von Busacker befreit oder nicht? Konnten sie behaupten, daß ihre Mission Erfolg gehabt hatte?

Als sie eine Straße überquerten, hielt Lobedanz seinen Mitarbeiter am Rockknopf fest. „Du hättest ruhig zu Hause bleiben können. Du hast kein Wort gesagt!“

Das wollte Sorgenfrei sich nicht gefallen lassen. Er unterstrich, daß durch seine Initiative die Verhandlungen eröffnet seien, und erhielt für sein Unterstreichen einen Rüffel vom Schutzmann, weil er den Straßenverkehr hemme.

Auch Lobedanz rüffelte ihn, verbat sich energisch Äußerungen, die die Wahrheit auf den Kopf stellten. Er allein habe die Verhandlung geleitet, und wer das nicht anerkenne, auf dessen Freundschaft pfeife er.

Als Sorgenfrei ihm erwiderte, daß er auf seine Freundschaft nicht den geringsten Wert lege, blieb Lobedanz ergrimmt stehen, um anzudeuten, daß das Tischtuch zwischen ihnen zerschnitten sei. Mit einem, der keine Spur von Umgangsformen besaß, wollte er keine Gemeinschaft haben.

In verschiedenen Abteilen fuhren die Mitglieder der Kommission mit dem Nachmittagszuge nach Kleckerfeld zurück. —

Die Ladentür von Lobedanz war in dauernder Bewegung. Die Leute kamen, um sich ein Paar Einlegesohlen zu kaufen oder sich nach den Preisen von Schuhen in der Auslage zu erkundigen. In der Hauptsache wollten sie aber wissen, welche Stellung die Regierung zu den Wünschen Kleckerfelds einnahm.

Sollte Lobedanz sein Licht unter den Scheffel stellen? Er rieb sich die Hände und marterte die Besucher durch Andeutungen, aber sie sahen ein, daß nicht jede Einzelheit der Unterredung an die große Glocke gebracht werden durfte, und waren zufrieden, wenn sie hörten, daß dem Minister das Wohlergehen Kleckerfelds außerordentlich am Herzen läge und daß Busackers Stunde geschlagen haben dürfte. Lobedanz stieg gewaltig in der Achtung seiner Mitbürger.

XXI.

Wandlungen.

Heiden hatte die Aufsicht. Breit und gewichtig stand er morgens um acht Uhr am Eingang der Schule. Fräulein Bernhöft kam mit den letzten Kindern im halben Trabe an. „Und der Rinder breitgestirnte glatte Scharen kommen brüllend, die gewohnten Ställe füllend!“ empfing er sie.

„Haben Sie sich hier aufgebaut, um mich mit landwirtschaftlichen Zitaten zu überfallen?“

„Dienstlich erwarte ich Sie, holde Kollegin! Sie haben eine Besprechung der Hirten beantragt. Heute Nachmittag um fünf Uhr soll sie stattfinden. Es handelt sich um Ihren Liebling Busacker. Aber sagen Sie ihm nicht —“

„Was soll ich ihm nicht sagen?“

„Daß er Ihr Liebling ist!“ —

„Zunächst habe ich festzustellen,“ begann Körner, „daß unsere Sitzung nicht den Charakter einer amtlichen Konferenz hat. Sie konnte nicht amtlich sein, weil sich unsere Verhandlungen um private Vorkommnisse in unserer Stadt drehen werden, die an sich nichts mit der Schule zu tun haben. Das wäre ein Grund. Der andere Grund, weshalb unsere Versammlung des amtlichen Charakters entbehrt, liegt darin, daß es nicht möglich war, Herrn Busacker ebenfalls zu laden.“

Körner machte eine Pause. Die Einleitung war beendet. Nun kam er zum Hauptteil seiner Ausführungen.

„Sie alle wissen, daß eine Abordnung beim Herrn Minister gewesen ist, um Busackers Versetzung herbeizuführen. Wenn man den Gerüchten glauben darf, haben die beiden Herren Lobedanz und Sorgenfrei eine Zusage erhalten. Fräulein Bernhöft und Herr Laubengrund haben angeregt, vom Kollegium aus bei der Regierung vorstellig zu werden, daß diese Versetzung, die eine Strafversetzung bedeutet, unterbleibt. Ich bitte Fräulein Bernhöft, das Wort zur Begründung ihres Antrages zu nehmen.“

„Wir bleiben Schulmeisterseelen bis in alle Ewigkeit!“ rief Fräulein Bernhöft ärgerlich. „Ich werde noch keine Ruhe im Grabe haben! Noch dann wird Herr Körner mich auffordern, meine Versetzung nach Küsters Kamp zu begründen.“

„Sie wollen sagen, Fräulein Bernhöft, daß sich im Falle Busacker eine Begründung erübrigt?“

„Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen!“

„Dann habe ich nur noch festzustellen, wie die anderen Mitglieder des Kollegiums zum Antrage stehen. Herr Moormann, bitte!“

„Ich möchte mich jeder Stellungnahme enthalten,“ sagte Moormann und blickte unverwandt auf das Tintenfaß.

Man verstand seine Zurückhaltung. Zwischen ihm und Busacker war seit dem ersten Tage Kampfstimmung gewesen.

Heiden sagte: „Ich habe nichts dagegen, wenn wir vom Kollegium Herrn Busacker unter die Arme greifen. Nötig wird es nicht unbedingt sein. Die Namen Lobedanz und Sorgenfrei bürgen dafür, daß der Minister eine humorvolle Stunde gehabt hat. Eine weitere Wirkung wird ihre Reise kaum gehabt haben. Es fragt sich auch noch, ob es Herrn Busacker erwünscht ist —“

Es passierte Heiden der seltene Fall, daß ihm das Wort im Munde stecken blieb. Im Türrahmen stand Busacker.

Körner war verdattert. Busacker mußte eine Intrige annehmen. Es war gegen Sternenlauf und Schicksal, daß er zufällig ins Lehrerzimmer kommen mußte.

„Herr Busacker, wir sind Ihnen eine Erklärung schuldig —“

„Ich bin im Bilde, Herr Körner. Die Versetzung eines Lehrers, beschlossen in Schützenzunft und Werkstatt und Kaffeekränzchen, ist eine Verletzung des Lehrkörpers, gegen die Sie sich wehren wollen. So fasse ich Ihre Zusammenkunft auf.“

Körner atmete auf. Busacker schob die Angelegenheit auf ein sachliches Geleise.

„Ihre Mutmaßung trifft zu, Herr Kollege. Wir sind uns schlüssig geworden, gegen Ihre mögliche Versetzung Protest zu erheben, weil wir uns mit Ihnen getroffen fühlen.“

„Dazu darf ich bemerken, daß ich heute meine Versetzung nach Oberende bekommen habe. Mit dem 1. Oktober schwimme ich ab.“

Die einzigen, die bei dieser Eröffnung ruhig blieben, waren Moormann und Busacker. Sogar Laubengrund geriet aus dem Häuschen. Zu einem männlichen „Unglaublich!“ schwang er sich auf.

Am aufgeregtesten waren Fräulein Bernhöft und Heiden. Am nächsten Tage wollten sie zur Regierung und gegen die Verfügung protestieren.

„Damit würden Sie mir keinen Dienst erweisen, Herr Heiden,“ sagte lächelnd Busacker und zeigte das ministerielle Schreiben. „Wie Sie sehen, geschieht die Versetzung auf Grund meiner Bewerbung vom 17. Juli Damals hatten die Herren Lobedanz und Sorgenfrei noch nicht gewirkt. Sie sind also unschuldig.“

„Aber Kleckerfeld muß nun glauben, daß Sie eine Strafversetzung über sich haben ergehen lassen müssen!“ rief Laubengrund.

„Ich will Kleckerfeld gern in dem Glauben lassen, daß ich dem braven Städtchen gezwungen den Rücken kehre.“

(Schluß folgt.)

Der Umweg zur Größe.

Von Professor Dr. Franz Häußler.

Welcher Weg führt schnellstens zum Erfolg? Man sucht ihn rein erfahrungsmäßig zu gewinnen, von guten Beispielen abzuleiten. Freilich nicht ohne wenigstens Bücher darüber zu schreiben. Allein dem guten Durchschnittsbürger geht es jetzt im Praktischen wie einst im Philosophischen. Das Glück des Oben-Seins bleibt ihm versagt, er hat den Beruf einer der Großen zu werden verfehlt, weil er sich — trotz aller gut gemeinten Beispielssammlungen — einfach nicht lernen läßt. Den Weg des Genies mag man noch so genau nachzeichnen, nachzugehen vermag man ihn nicht. Dazu macht man bald eine andere, tröstlichere Entdeckung: Es möchte einem nämlich scheinen, als ob zum mindesten ein Großteil auch jener Männer, die wir heute zu unseren Heroen rechnen, keinswegs ihren Weg sogleich am rechten Ende begonnen hätten, sondern im Gegenteile. Doch Beispiele:

Da lebte im vorigen Jahrhundert ein junger Mann in Amerika, der sich, wie ja viele seinesgleichen, mit dem Zeitungsverkauf weiterbrachte. Aber es schien ihm dies nicht ein zufälliges, aus Not ausgeübtes Geschäft, sondern er glaubte darin seinen eigensten Beruf zu finden. Fünfzehnjährig schon ging er daran, sich seine Zeitungen selbst herzustellen. Freilich war er bei seinem Blatt Reporter, Redakteur, Setzer, Drucker und Verkäufer in einer Person. Er

nahm seinen Weg mutig durch Feuer — das heißt sein ganzes, in einem Eisenbahnwagen installiertes Unternehmen ging in Flammen auf, weil er unvorsichtig mit Phosphor experimentierte — und Wasser — als ihn einer seiner Leser, der anderer Meinung war als er, überzeugenderweise in den Saint-Clair-Fluß warf. Darauf verfolgte er hartnäckig die Idee, Erfinder zu werden. Endlich konnte er auch wirklich ein Patent zur Anmeldung bringen, und zwar ein überaus unnützes Gerät: einen automatischen Abstimmungszähler für Parlamente und ähnliche Körperschaften. Nur der reine Zufall schien ihn endlich auf das Gebiet geführt zu haben, von dem aus er die Welt erobern sollte: Der Mann heißt Edison.

Doch lag die Wirrheit dieses Lebensganges keineswegs an der verbildenden Umgebung Amerikas und des rasenden Jahrhunderts. Es waren auch nicht nur Geldmacher und Erfinder, die so im Irren erst den Absprung zur Größe fanden: Dreihundert Jahre früher mußte ein junger Engländer aus seinem Heimatdorf flüchten, weil er den Wildbestand seines Herrn ungehörigerweise vermindert hatte und weil es ihm auch sonst nicht sonderlich mehr in der Heimat gefiel. Eine Frau und gleich drei kleine Kinder aber hatten wenig zu beißen. Er ging also nach London, um sich dort so oder so durchzuschlagen. Gelernt hatte er nicht viel, nur ein bißchen Latein und vielleicht noch das, was für einen kleinen Schreiber an Rechtskniffen abfiel. Da traf es sich prächtig, daß man im Londoner Vorstadttheater einen Stallburschen brauchte. Denn die adligen Herren kamen zum Schauspiele geritten, und jemand mußte ihre Pferde während der Vorstellung bewachen. Wenn man gerade für einige Augenblicke einen Statisten brauchte, so mußte er wohl auch auf der Bühne einspringen. Das war aber der Anfang der Bühnenlaufbahn von William Shakespeare.

Schiller wäre für sein Leben gern Prediger geworden, und nur weil der Herzog einen Juristen aus ihm machen wollte, setzte sich der Dichter die Medizin in den Kopf. Er war denn auch sozusagen nur im Nebenberuf Poet, hauptamtlich aber Feldscher mit Unteroffiziersrang. Und er hat sich später noch lange mit dem Gedanken getragen, diese seine ärztliche Kunst zu besseren Ehren zu bringen, als ihm seine Dichterlaufbahn eintrug. Goethe war nicht nur offiziell Jurist und regierender Minister, sondern er hielt sich auch selbst lange gar nicht so sehr für einen Dichter als vielmehr für eine bildenden Künstler. Und wem verdankt etwa ein Molière, daß er sagen durfte, was er sagte? Mehr seinem Genie oder mehr seinem Amt als Kammerdiener des Königs? Heine steuerte direkt aus einem Konkurs in die Dichterei.

Aber Organisatoren irren nicht minder: Dr. Bernhard Wolff, der bekannte Gründer des Telegraphen-Bureaus, hatte Medizin studiert — genau so wie Renaudot, der Gründer der französischen Presse. Er konnte keine Praxis finden, half sich mit Übersetzungen durch und wurde dann Redakteur und Nachrichtenkönig von Deutschland. Ganz parallel verliefen übrigens die Geschicke seines Konkurrenten Julius Reuter. Der Rabbinersohn ließ sich von seinem Onkel ins Bankgeschäft einführen. Nachdem er aber sieben Jahre lang diesem Berufe nachgegangen war, lernte er den Physiker Gauß und durch ihn die neue Erfindung des Telegraphen kennen. Er verließ die Wechselstube, folgte dem Draht, organisierte Zwischenposten, wo im Netz noch Lücken klafften, wandte sich schließlich nach London, dem Zentrum des Nachrichtenverkehrs. Zwanzig Jahre später umfaßte sein Telegraphenbureau die ganze Welt. Die Ironie des Schicksals wollte es freilich, daß Reuter schließlich doch zum Bankgeschäft zurückkehren mußte. Auch der Prophet wird nicht als solcher geboren. Mahatma Ghandi etwa, der Prediger der Bedürfnislosigkeit, war Advokat und verdiente als solcher Millionen.

Nur drei Gruppen scheint es zu geben, deren Entwicklungsgang wenigstens äußerlich gesehen eindeutig und gradlinig ist: Musiker, Denker, Feldherren. Oder zeigen sie uns erst die beinahe vollkommene Regelhaftigkeit der übrigen Beispiele? Dann ist klar, warum der Weg zur Größe auch vom klügelndsten Mathematiker des Geschäfts nicht nachzumessen und geldlich auszubeuten ist: Weil er stets ein Umweg zu sein scheint und sein kennzeichnendstes Merkmal: daß er in Irr- und Widergängen geht.

Die Bukanier,

ein dunkles Blatt der Geschichte.

Von Dr. H. Soldenhoff.

Unter all den Seeräubern, die im Laufe der Zeit die Meere unsicher gemacht haben, nahmen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Bukanier von Westindien eine besondere Stellung ein. Der Name bedeutet eigentlich: Büffeljäger, eine für einen Seeräuber immerhin sonderbare Bezeichnung. Er stammt daher, daß auf der Insel Santo Domingo die dort massenhaft vorkommenden wilden Büffel von den Ansiedlern gern gejagt wurden. Das Fleisch wurde dann nach Indianersitte auf einen Rost aus grünem Holz gelegt, unter dem ein starkes Feuer angezündet wurde, das mit dem Fett, den Knochen und den Eingeweiden der erlegten Tiere genährt wurde. Dieser Vorgang der Fleischbereitung, im Französischen „boucaner“, gab den Namen her für alle, die sich in dieser Weise auf der Büffeljagd betätigten. Bald aber ging er auf alle Abenteurer über, die, aus aller Welt zusammengewürfelt, die zahlreichen spanischen Besitzungen in der Neuen Welt zu brandschatzen pflegten.

Es war ein rauhes Handwerk, dem nur durch keinerlei Hemmnugen beschwerte Männer von rücksichtsloser Entschlossenheit, Tollkühnheit und Zähigkeit gewachsen waren, stets bereit, für eine in Aussicht stehende Beute ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Die Haupttätigkeit der Bukanier fiel in die Zeit von 1654, dem Jahre der Besetzung Jamaicas durch die Engländer, bis zum Frieden von Ryswijk 1697. Damals waren die Spanier, denen die meisten der westindischen Inseln gehörten, der gemeinsame Feind der Engländer, Franzosen und Holländer, die ihnen erbitterte Kämpfe lieferten. Die aus dem dauernden Kriegszustand sich ergebende allgemeine Unsicherheit benutzten die Seeräuber, um auf eigene Faust mit dem Könige von Spanien Krieg zu führen. Sie erhielten einen unerwarteten, für sie sehr brauchbaren Zuwachs, als im Jahre 1661 der König von England aus seinem Reiche alle Landstreicher, Zigeuner, Straßenräuber und zu Zwangsarbeit Verurteilten nach Westindien schaffen ließ. Den Deportierten blieb, um ihr Leben fristen zu können, schon gar nichts anderes übrig, als sich der Piraterie zuzuwenden. Die meisten von ihnen zögerten daher auch nicht, sich zum Dienst unter der schwarzen Flagge mit dem Totenkopf und den gekreuzten Knochen anwerben zu lassen, ungeachtet der Strapazen und ständigen Gefahren, mit denen sie zu rechnen hatten. Auch lockten das ungebundene Leben und die reiche Beute.

Man kann sich nur schwer eine Vorstellung vom Leben dieser wilden Gesellen machen. Es waren Männer von Stahl, durch keine Familienbande gehindert. Monat für Monat verbrachten sie in den engen Räumen ihrer Piratenschiffe, oft auf Salzfleisch, wurmzerfressenen Schiffszwieback und fauliges Wasser als einzige Nahrung angewiesen. Mit sadistischer Lust marterten sie die in ihre Hände Gefallenen zu Tode, und ihre einzige Belohnung für die ausgestandenen Anstrengungen und Gefahren bestand in den wilden Orgien, die sie nach glücklich verlaufenen Unternehmungen feierten.

An der Spitze dieses Gesindels standen gewählte Führer, die durch die Macht ihrer Persönlichkeit eine unbedingte Herrschaft über ihre Leute ausübten und oft einer gewissen wilden Größe nicht entbehrten. Zu den bekanntesten Bukanierführern gehörten Pierre le Grand, Bartolomé Portugués, Lewis Scott, Miguel el Vasco, van Horn, Mansfeldt — der 1664 die Gründung eines eigenen, selbständigen Seeräuberstaates plante — und endlich Enrique Morgan, der bedeutendste von allen, der Panama eroberte. Die Namen zeigen, daß sich dieses Räubervolk aus Angehörigen der verschiedensten Nationen zusammensetzte. Der Holländer John Oexmelin, jahrelang selbst ein Bukanier, hat ihr Leben und Treiben in einem ins Englische, Spanische und Portugiesische übersetzten Buche anschaulich beschrieben. Er war ein mit einem gewissen literarischen Talent begabter Sklave der französischen „Westindischen Gesellschaft“, die ihn 1666 an den Statthalter von Tortuga verkaufte. Infolge der erlittenen Mißhandlungen erkrankte er, weshalb sein Herr ihn an einen Schiffsarzt weiter verhandelte. Dieser schenkte ihm die Freiheit gegen das Versprechen ‚ihm sobald wie möglich hundert Dublonen zu zahlen. Um das Geld zusammenzubringen, entschloß sich Oexmelin nach seinen eigenen Worten, „in den verfluchten Orden der Seeräuber“ einzutreten, in deren Gesellschaft er bis 1672 blieb.

Die Bukanier waren Kommunisten. Der Kapitän, der Steuermann und der Schiffsarzt erhielten ein bestimmtes Gehalt, das vor Beginn eines Raubzuges festgelegt wurde. Die Mannschaft wurde je nach dem Erfolg der Expedition entlohnt. Für Verwundungen und Verstümmelungen gab es besondere Zulagen. So erhielt man für den Verlust des rechten Armes sechshundert Dublonen oder sechs Sklaven, für den des linken Armes oder rechten Beines fünfhundert Dublonen oder fünf Sklaven; ein ausgestochenes Auge oder ein abgehauener Finger waren ihnen hundert Dublonen oder einen Sklaven wert. Diese Entschädigungen wurden aus der gemeinsamen Beute vorweg genommen; von dem Rest erhielt der Kapitän sechs Anteile, während die übrigen je nach ihrem Range bezahlt wurden.

Die Unternehmungen der Bukanier zeichneten sich durch eine so außerordentliche Tollkühnheit aus, daß man an der Wahrheit vieler überlieferter Berichte zweifeln würde, wenn sie nicht durch zahlreiche einwandfreie Zeugen als richtig bestätigt wären. Nicht selten kam es vor, daß die Räuber ihre Boote, mit denen sie weit größere Schiffe angriffen, im Augenblick des Enterns zum Sinken brachten, um sich so jede Rückkehr abzuschneiden. Wenn der Handstreich mißlang, so war das Schicksal der Räuber besiegelt; Pardon wurde nicht gegeben und nicht erwartet. Aber wenn auch noch so viele Unternehmungen glücklich verliefen, auf die Dauer ereilte die Piraten doch ihr Geschick. Von ihren bekannteren Führern hat nur Pierre le Grand es verstanden, nach einem besonders einträglichen Raubzuge seine Beute in Frankreich zu Geld zu machen und den Rest seiner Tage als reicher und geachteter Mann in Ruhe und Frieden zu verbringen. Sämtliche anderen bekannten Bukanierführer sind eines gewaltsamen, oft schrecklichen Todes gestorben, der nach dem harten Satze: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" die von ihnen begangenen Untaten vergelten sollte.

Das Ende der Bukanier kam, als eine Unternehmung gegen Cartagena, zu der nicht weniger als zwölfhundert Seeräuber sich zusammengeschlossen hatten, infolge des Eingreifens einer englisch-holländischen Flotte scheiterte. Fast die gesamte Streitmacht der Piraten wurde aufgerieben. Von diesem Schlag konnten sie sich nicht wieder erholen. Mit der Rückkehr geordneterer Verhältnisse in den amerikanischen Gewässern schwand die Gelegenheit zu kühnen Raubzügen, es fehlte wohl auch an „tüchtigen" Führern. Daher zerstreuten sich die Seeräuber allmählich und verschwanden vom Schauplatz der Geschichte.

Bunte Chronik



* **Neue Funde in Herculanum.** Bei den seit längerer Zeit wieder aufgenommenen Ausgrabungsarbeiten in Herculanum stieß man vor etwa drei Monaten auf ein unter Lava und Asche begrabenes Haus, bei dem alle Anzeichen darauf hindeuteten, daß es sich um ein größeres Gebäude von besonderer Wichtigkeit handeln müsse. Man mußte seiner Zeit die Arbeiten einstellen, da eine Freilegung ohne Gefahr des Zusammensturzes nicht möglich war. Man beschloß dann, das Bauwerk von der Rückseite freizulegen, was allerdings die Entfernung einer Unmasse stark verhärteten vulkanischen Schlamms erforderte. Die Arbeiten sind jetzt durchgeführt worden, und man hat die Decke des ersten Stockwerks erreicht. Das Bauwerk hat U-förmige Gestalt und diente offenbar einst als Amtsgebäude. Die Decken sind reich mit Stuckarbeit verziert, der Porticus wird von Säulen getragen, die einen inneren Hof einschließen. Wundervoll gearbeitete schmiedeeiserne Gitter schließen die Fenster ab. Von besonderem Interesse ist eine hölzerne Treppe, die abgesehen von einigen Brandspuren gut erhalten ist. Von der Vorderfront ist eine Hälfte noch in fast unversehrtem Zustande, die andere hofft man aus den sorgfältig gesammelten Bruchstücken wieder in der alten Gestalt herstellen zu können. Unter den im Innern des Hauses gefundenen Gegenständen beanspruchen eine bronzene Merkurstatue, eine Venus aus Marmor, eine gleichfalls marmorne Bacchantengruppe und verschiedene Haushaltungsgegenstände besonderes Interesse.

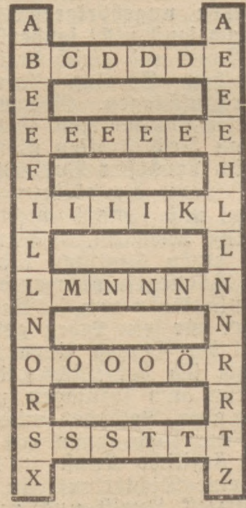
*

* **Exotischer Besuch in Namur.** Die belgische Stadt Namur war kürzlich in großer Aufregung. Zeitungen hatten die Meldung gebracht, daß der Fürst und die Fürstin von Nyota Dragpur, einem der ältesten und reichsten indischen Staaten, auf der Durchreise der Stadt einen Besuch abstatten würden. An dem angegebenen Tage prangte Namur im reichsten Flaggenschmuck; nachmittags, als der Zug mit den exotischen Fürstlichkeiten eintreffen sollte, füllte eine dicht gedrängte Menge den Platz und die Straßen in der Nähe des Bahnhofs. Auf dem Bahnsteig stand in Frack und Zylinder, im Schmuck aller Orden, der Magistrat, um die erlauchten Gäste zu begrüßen. Der Zug fuhr ein. Einem Abteil erster Klasse entstieg der Fürst in reich gestickter Uniform unter dem weiten, weißen Mantel, zahlreiche diamantenbesetzte Orden auf der Brust. Ihm folgte die Fürstin in prächtigen, orientalischem Kostüm, das Gesicht durch einen Schleier verhüllt. Ein zahlreiches Gefolge schloß sich an. Die Begrüßung bereitete zunächst einige Schwierigkeiten, da die hohen Gäste kein Wort Französisch sprachen, während andererseits den Stadtvertretern jegliche Kenntnis indischer Dialekte abging. Man behalf sich, so gut es ging, durch Verbeugungen, Händeschütteln und dergleichen, dann ging es im Auto nach dem Hotel, wo das Frühstück eingenommen werden sollte. Nach einer vom brausenden Jubel der Bevölkerung begleiteten Fahrt traf man hier ein, und nun öffnete der „Fürst" zum ersten Male den Mund. Zum Erstaunen aller Anwesenden redete er plötzlich die „Fürstin" in fließendem Französisch an. Sie antwortete in der gleichen Sprache, worauf sich das Paar nebst Gefolge schleunigst in das Hotel zurückzog. Die Würdenträger der Stadt Namur blieben verblüfft zurück. Ihre Verblüffung wandelte sich alsbald in Entrüstung, als sich herausstellte, daß eine Schar Studenten sich mit der gutgläubigen Bevölkerung einen — Scherz erlaubt hatte.



Rätsel-Ecke

Leiter-Rätsel.



Die Buchstaben in obenstehender Abbildung sind so anzuordnen, daß die wagerechten Reihen (Sprossen) bekannte Wörter ergeben, welche bezeichnen: 1) eine Oper Wagners, 2) ein Flüssigkeitsmaß, 3) eine englische Grafschaft, 4) eine Stadt in Sachsen, 5) einen Volksstamm, 6) eine Frauengestalt der griech. Sage. Bei richtiger Lösung machen die Längsreihen einen berühmten Maler und den Titel eines seiner hervorragendsten Gemälde namhaft.

*

Ausschalt-Rätsel.

Von den nachstehend angeführten Sätzen sind Teile auszuschalten, die Städte nennen. In jedem Satze ist eine zu suchende Stadt enthalten.

Warum Karl nicht kommen kann?
Weil er sehr beschäftigt ist!
Hab' arme Nächsten lieb!
Heut spielte Max Schach wie neulich.
Gestern fing Karl im Bach drei Fische.
Gab er Linchen die Noten?
Läufst du Ski, Else?
Das Reh am Burgberg lief rasch davon.
Glaub', an der Nachricht ist kein wahres Wort!
Dem Samuel glaub' ich auch nicht.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 118.

Rätsel: braut, Braut.

*

Magisches Quadrat:

S	A	L	M
A	P	I	A
L	I	E	D
M	A	D	E

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.